

freitext

Kultur- und Gesellschaftsmagazin

Race and Space



Esel: Ei was, du Rotkopf, zieh lieber mit uns fort, wir gehen nach Bremen, etwas besseres als den Tod findest du überall.

Neco Çelik: Somewhere in America a plane is crashing and what follows is: „Ah here are Turks, they are certainly Islamists“. ... That's how it is, we do not exist in public life.

Remi Raji: Aber ich bin auch die Heilung, die unausgesprochene Geschichte der Narben.



Künstler-Leben – Lebens-Künstler

Versuche über das Selbst

bei den 58. Internationalen Filmfestspielen in Berlin Von Maïke Reinert

Traditionell gilt die Berlinale als Festival des gesellschaftlich engagierten Kinos. Spätestens seit den 1970er Jahren, einer Zeit der politischen Konflikte und Ungewissheiten, dominieren zivilisatorische Streitfragen viele der Projekte quer durch die Sektionen der Berlinale. Regelmäßig spiegelt sich diese Ausrichtung auch in der Vergabe der Hauptpreise wider – in diesem Jahr wurde der Goldene Bär an den Film „Tropa de Elite“ vergeben, der die angespannten Verhältnisse zwischen Bevölkerung, Drogenmafia und Elite-Eingreiftruppen im brasilianischen Rio de Janeiro schildert.

Gleichzeitig haben sich jedoch erstaunlich viele Filme in die Reihen dieses engagierten Kinos geschlichen, deren Protagonisten vor allem mit sich selbst beschäftigt zu sein scheinen. In der Reihe „Panorama“ und im „Internationalen Forum des jungen Films“, die als risikofreudigste und innovativste Kategorien der Berlinale gelten, wandern Filmemacher auf den Spuren individueller Vergangenheiten. Auf dem „Talent Campus“, der Spielwiese für den begabten Film-Nachwuchs, wird dem Trend zur ‚real-life-story‘ in Panel-Diskussionen nachgegangen, und die diesjährige „Retrospektive“ ist Luis Buñuel, einem Filmkünstler gewidmet, der sich immer wieder mit den Absonderlichkeiten des menschlichen Subjekts auseinandergesetzt hat. Kurz: Es wimmelt von Künstler-Biografien und Ich-Experimenten, die – mal mehr, mal weniger gelungen – vor allem nach Sinn, Zweck und Gehalt im persönlichen Leben suchen. Der Herausforderung, dass im Zentrum des (auto-) biografischen Trips nicht immer nur das eigene Selbst stehen muss, können dabei allerdings nur wenige Filmemacher gerecht werden. Eine Auswahl.

Das erschlichene Leben

Der Künstler und Filmemacher Michel Auder nimmt einen fingierten Hirntumor zum Anlass, aus zirka 5000 Stunden Film- und Videomaterial seines Archivs, eine mögliche Erzählung des eigenen Lebens zu konstruieren. Auder, Jahrgang 1944, begann seine künstlerische Arbeit Ende der 1960er Jahre im Umkreis von Andy Warhol und der französischen Nouvelle Vague. Als einer der ersten

Filmemacher beschränkte er sich fast ausschließlich auf die damals relativ junge Videotechnik, mit der er die Grenze zwischen Banalem und Glamourösen aufzulösen versuchte, und legte so wichtige Grundsteine für deren Einzug in die Künstlerwerkstätten der 1970er und 1980er Jahre. Den Bekanntheitsgrad seiner zeitweiligen Weggefährten Warhol, Philippe Garrel, Viva oder Cindy Sherman erreichte er dabei jedoch nie. Die rührig-persönliche Prämisse des bevorstehenden Todes missbraucht Auder nun dafür, sich mit der dreistündigen Anti-Biografie „The Feature“ selbst ein Denkmal zu setzen. In der dritten Person spricht er von sich im Off-Kommentar, der nur gelegentlich klare Bezüge zur Videomontage auf der Leinwand entfaltet. Wie ein Familienalbum, eine private Diashow, erscheint „The Feature“, wenn Auder in seinen Liebesbeziehungen, dem Alltag der Vergangenheit wühlt. Szenen aus dem Chelsea Hotel, wo der Filmemacher lange Zeit gelebt hat, oder Bilder seiner bekannteren Freunde wirken wie ein Abklatsch von Warhols „Factory“ und haben wenig Eigenwert. Auder hat seine Werke immer als Dokumentation und Teil des eigenen Lebens verstanden, doch die filmische Collage aus Archivmaterial



Derek, ©Berlinale/JN Films

und Erinnerungsfetzen wirkt nun in erster Linie wie eine Selbsttherapie für den vermeintlich verkannten Künstler. Marode Super-8-Bilder und vergilbtes Video fügen sich zu einem wenig originellen Bild: Der Film kreist um ein Ich, das nur sich selbst umkreist.

My Life Without Me: Derek Jarman

Erfrischend unpräzise ist dagegen „Derek“, Isaac Juliens und Tilda Swintons Liebeserklärung an den 1994 an Aids verstorbenen Experimentalfilmer Derek Jarman. Obgleich sowohl „The Feature“ als auch „Derek“ essayistisch angelegte Filme sind, die sich präsentierend, montierend, kommentierend auf die Suche nach einem Funken Erkenntnis begeben, so scheint doch nur „Derek“ ein wirkliches Thema zu haben und das heißt natürlich Derek

Jarman. Während Michel Auder autobiografisch vorgeht, sind es hier Freund, Bewunderer und Muse, die das Leben des Künstlers nachzeichnen. Der Aufbau ist geradezu konventionell: Archivszenen, Interviews und Beispiele aus Jarmans Filmen wechseln sich mit Sequenzen aus dem London von heute ab, das Tilda Swinton ohne Derek als „awfully tidy“, also furchtbar ordentlich empfindet. Mit einem Brief an den Künstler beginnt die Hommage, „Dear Derek...“ und der vertrauliche Ton wird im Kommentar der Schauspielerin beibehalten. Das erscheint auch mal kitschig, wenn ihre persönlichen Gefühle so zur Schau gestellt werden – ein wenig wie das Stöbern im Poesie-Album. Andererseits kann man die Liebe und Begeisterung für Derek Jarman bald nachvollziehen, denn in zahlreichen Ausschnitten aus einer Interviewserie, die Colin McCabe 1980 mit Jarman geführt hat, kommt dieser selbst zu Wort. Trotzdem, oder gerade weil Jarman bereits von seiner HIV-Infektion weiß, strahlen dessen Erinnerungen an das London der 1960er und 1970er Jahre, die große Schaffensphase des Künstlers vor Wärme und Lebendigkeit. Jarman umgeht es, in seiner Biografie nach unvermeidlichen Kausalitäten zu suchen. Für das private Leben wie auch in der Öffentlichkeit und in seinen Filmen hielt er stets die Möglichkeit offen, dass alles immer auch hätte anders kommen



My Winnipeg, ©Berlinale/Everyday/ Buffalo Gal/Maximum Film International

können: Wer bestimmt, was normal, was pervers, was gut, was schlecht ist? Den Schlagworten oder Schlachtrufen, auf die man heute die „Swinging Sixties“ oder die Punk-Bewegung der 1970er gerne reduziert, ist er so meilenweit überlegen. Dabei begeht der Film nie den Fehler, eine These zu postulieren, die nicht haltbar wäre, er missbraucht sein Subjekt nicht für eine Erklärung der Welt oder Analyse der Umstände, sondern widmet sich voll und ganz dem Leben und Schaffen Derek Jarmans.

Das Leben – eine VHS-Kassette?

„Corroboree“ vervollständigt schließlich eine Trias von Filmen, die das Motiv des todkranken Künstlers zum Thema haben: Ein Theaterregisseur (Ian Scott, vage angelehnt an den verstorbenen Richard Wherrett) engagiert einen Schauspieler, der im Haus des Künstlers im australischen Outback Szenen aus dessen Leben nachspielen soll. Der Jüngling Conor (Conor O’Hanlon) trifft dort fünf Frauen, die seinen jeweils weiblichen Gegenpart übernehmen. Während der Dreharbeiten lernt Conor die Geschichte seines Arbeitgebers nach und nach kennen, bekommt jedoch den Regisseur selbst nie zu Gesicht. Regisseur Ben Hackworths Versuch, um die absurde Figurenkonstellation eine unbestimmt-unheimliche Atmosphäre zu kreieren, gelingt allerdings nur begrenzt. Zwar erinnern die zahlreichen, stark aufsichtig aufgenommenen Bildausschnitte an Überwachungsvideos, und die häufig nur im Anschnitt erkennbaren Figuren und Objekte lassen einen voyeuristischen Unbekannten hinter der Kamera vermuten. So wird die Grenze zwischen Realität und Fiktion innerhalb der Filmhandlung auf gelungene Art und Weise verwischt. Dennoch wirkt die Geschichte wie eine Endlosschleife, in der sich nicht nur das Leben des Regisseurs, sondern auch die Bilder des Films ständig wiederholen und schließlich den Zuschauer ermüden. Einzig Conor sträubt sich – wenigstens in der ersten Hälfte der Handlung – gegen die ewige Repetition. An ihm bricht sich die Vergangenheit im Licht der Gegenwart, wenn er seine Zeilen nur mangelhaft memoriert hat oder Antworten fordert, die außerhalb des Skripts liegen. Doch nicht einmal als der Regisseur schließlich stirbt, kann der Junge den anscheinend endlosen Kreislauf durchbrechen: Als Conor versucht, die im Laufe der Tage (oder sind es Wochen, gar Monate?) entstandenen Video-Aufnahmen gemeinsam mit seinem Auftraggeber unter die Erde zu bringen, zieht er die grenzenlose Missbilligung seiner Mitstreiterinnen auf sich, die sich, furienhaften Übermüttern gleich, als

Wächter über das gesamte Unterfangen verstehen. Die Kassetten sind das rettendere Leben des sterbenden Künstlers. Doch eine Vita auf Band – das zeigt auch „The Feature“ – ist immer nur Sinn-Konstrukt, ersetzt nicht das wirklich sinnhaft gelebte Leben und lässt so Künstler wie auch Zuschauer oft unbefriedigt. Bei aller eindringlicher Farben- und Bildsprache, die allerdings den Transfer von 16mm auf DigiCam nicht eben gut überstanden haben, bleibt „Corroboree“ doch seltsam leblos. Conor – wie auch so manchem Zuschauer – bleibt schließlich nur die Flucht aus der Gefahrenzone.

Ich und „My Winnipeg“

Von einem Fluchtversuch handelt auch Guy Maddins wunderbares Stadt- und Selbstportrait „My Winnipeg“, das mit großem Erfolg das diesjährige „Forum“ der Berlinale eröffnete. Maddin macht



Berlinale-Bär, ©Berlinale



Corroborree. ©Berlinale/I Won't Grow Up/Shoreline Entertainment

ihre Bauwerke und Straßen und die Einwohner so eng zueinander gehören, tragen die schlafwandelnden Bürger immer einen Schlüsselbund bei sich, der ihnen Zugang zu jedem der vielen leer stehenden Häuser gewährt – die Gebäude werden besucht wie alte Liebschaften, bei denen die Rastlosen Unterschlupf finden. Auch der Ort selbst ist für seine Einwohner wie eine alte Liebe: Alljährlich veranstaltet die kanadische Eisenbahngesellschaft dort eine Schatzsuche für alle Einwohner quer durch die Stadt, in der Hoffnung, die Winnipegianer würden durch diese

sich in seinem Film in einem imaginären, endlos durch die Nacht ratternden Zug auf die Reise in seine kanadische Heimatstadt Winnipeg. Nur, wie er sagt, um bei dieser Visite ein letztes Mal all das zu sehen, was ihn vermeintlich dort gefangen hält – und sich dann endgültig zu trennen. „Winnipeg, Winnipeg, Winnipeg“ – der Voice Over-Kommentar des Filmemachers (der bei der Premiere in Berlin vom Künstler live eingesprochen wurde) klingt gleichermaßen liebevoll und höhnisch, wenn er von all den fantastischen Mythen berichtet, die sich in Winnipeg zugetragen haben sollen: Winnipeg ist eine verschneite und verschlafene Stadt. Die Schlafwandler-Quote, das behauptet der Film, ist dort zehnmal höher als an jedem anderen Ort der Welt. Und sogar im Schlaf scheint Winnipeg seine Bewohner durch magische Kräfte an sich zu binden: „Sie gehen auf alten Wanderwegen, wie die Zugvögel, die instinktiv wissen, wohin sie fliegen“, sagt Maddin. Und weil die Stadt,

Schnitzeljagd ihren Heimatort stets neu entdecken und lieben lernen. Und tatsächlich hat wohl noch kein einziger der Sieger den Gewinn, ein One-Way-Ticket aus der Stadt hinaus, jemals eingelöst.

Doch ebenso wie der Film eine Hommage an das reale und an ein imaginäres Winnipeg ist, führt er den Künstler selbst zurück in seine Vergangenheit. Maddin mietet sich kurzerhand im ehemaligen Elternhaus ein, um dort Szenen seiner Kindheit nachzustellen. Gemeinsam mit seiner Mutter (großartig: B-Movie-Star Ann Savage) und einer Gruppe junger Schauspieler belebt er vergangene Situationen neu, wie das alltägliche familiäre Teppich-Geraderücken unter dem Kommando seiner Mutter oder Streitgespräche zwischen Eltern und Kindern. Maddin selbst hält sich zurück. Er schaut zu, kommentiert, evaluiert – welche Emotionen empfindet er im Rückblick, was können diese Momente ihm heute über seine eigene Persönlichkeit vermitteln? Dabei lässt er jedoch den Zuschauer nie allein – die Sequenzen wirken trotz gewollt tölpelhafter Inszenierung und einem hohen Grad an Künstlichkeit privat, geradezu intim. Im Gegensatz zu Michel Audoer blickt Guy Maddin als distanzierter Beobachter, als halber Fremder mit der notwendigen Portion Neugier zurück. Und dabei passiert etwas, das keinem der anderen Filme gelingt: Im Zusammenprall von Gestern und Heute, von Kunst und Dokument, von Traum, Fantasie und Realität erschafft der Regisseur eine völlig neue Welt, ein „maddin'sches“ Universum, dessen unglaubliche Regeln und Gesetze man ohne weiteres zu akzeptieren bereit ist. Der Film, den Maddin selbst als Dokumentation bezeichnet, führt in die irrationalen Gänge und Labyrinth von Erinnerung und Vorstellungskraft – nicht nur die des Künstlers, sondern nahezu jedes Menschen. Der verspielte Trip ist dabei auch ein hoch komplexes Netzwerk aus cineastischen Verweisen, das ganz unterschiedliche Filmgenres und Gattungen, Archivmaterial und neue Bilder miteinander verwebt. Und doch kann man das verrückte Gedankenfeuerwerk

auch ohne dieses Wissen genießen. Weder mit Guy Maddin noch mit Winnipeg noch mit der Filmgeschichte muss man besonders vertraut sein – die Faszination stellt sich beim Sehen ganz von selbst ein.

Ich? Wer ist das?

Gleichermaßen verzaubernd und unheimlich ist es, dass das Kino uns in seinen besten Momenten immer auch etwas über uns selbst verrät: So kann jeder Gang ins Filmtheater leicht zu einer Reise ins eigene Selbst geraten. Die Beschaffenheit des Subjekts, der Kern der Individualität ist noch nicht entdeckt – davon zeugen auch zahlreiche filmische Ich-Erkundungen außerhalb des Festivalbetriebes wie beispielsweise Todd Haynes aktuell in den Kinos laufender Dylan-Film „I'm not there“. Doch die heterogenen Versuche auf den 58. Berliner Filmfestspielen zeigen, dass die Faszination mit dem Selbst dort nicht stehen bleiben wird. Deutlich treten wieder die zentralen Fragen ‚Wer bin ich?‘, ‚Wo komme ich her?‘ und ‚Wo gehe ich hin?‘ als Motor des Prinzips künstlerischen Schaffens in den Vordergrund.

„The Feature“ (USA 2008) 184 Min.
– R+B: Michel Auder, Andrew Neel.
„Derek“ (GB 2008) 76 Min. – R: Isaac
Julien, B: Tilda Swinton, K: Nina
Kellgren. „Corroboree“ (AUS 2007)
96 Min. – R: Ben Hackworth B: Ben
Hackworth, Peter Savieri, K: Katie
Milwright. „My Winnipeg“ (CAN
2007) 79 Min. – R+B: Guy Maddin,
K: Jody Shapiro.



The Feature, © Berlinale/SeeThink